

Ein sadistischer Serienmörder

Der Fall Christian R.

Von Stephan Harbort

„Irgendwie wollte ich mich ausagieren: Bist du nicht willig, so brauche ich Gewalt! Ich hab sie zum Spielplatz gelockt. Ich bin mit diesem Mädchen so umgegangen, wie ich es mit dem anderen Mädchen vorher gemacht hatte, wo ich aber abgewiesen worden war: Na, komm doch mal her, zier dich nicht so, irgendwie in dieser Art. In diesem Fall hab ich aber das Nein nicht akzeptiert. Ich weiß noch, dass sie auf dem Sandboden lag und ich mich auf sie gesetzt hab, hab ihr auch das T-Shirt hochgehoben und sie angefasst. Es ging gar nicht so sehr um das Bestrafen. Hört sich jetzt blöd an, aber eher auf dem Sektor: ausprobieren, was passiert. Dann habe ich mir eine Zigarette angezündet und an ihr herumhantiert. Da war nichts von ‚verdammte Schlampe, dir wird’ ich es jetzt aber zeigen!‘, einfach nur Neugier.“

Bochum, September 1966

Christian wird altersgemäß in die Grundschule gegeben. Seine schulischen Leistungen sind anfangs ordentlich, zeitweise gehört er zu den zehn Besten der Klasse. Allerdings müssen seine Mutter und er jeden Nachmittag etliche Stunden zusammensitzen und büffeln. Nach Unterrichtsende wird er von seinem Klassenlehrer so lange beaufsichtigt, bis die Mutter kommt und ihn abholt. Die Frau traut ihrem Sohn immer noch nicht über den Weg. Die ärztliche Warnung, den Jungen wegen seiner motorischen Unsicherheit keinesfalls unbeaufsichtigt zu lassen, hat die Mutter nicht vergessen. Nicht auszudenken, was passieren könnte, ließe man ihn alleine nach Hause kommen. Er könnte sich verlaufen. Er könnte sich verletzen. Er könnte andere verletzen. Genau aus diesem Grund musste er sein bisheriges Leben alleine leben. Freunde? Fehlanzeige.

Die Klassenkameraden sind für ihn wie Wesen von einem anderen Stern. Erstkontakt. Doch dabei bleibt es auch. Christian gelingt es nicht, Freundschaften zu schließen oder wenigstens wahrgenommen zu werden. Dabei möchte er auch einmal im Mittelpunkt stehen, spüren, wie das ist, wenn man gemocht wird. Der Junge lechzt geradezu nach Anerkennung, die ihm auch zu Hause eher selten zuteil wird. In seiner Not kommt er auf verrückte Ideen – und lässt sie Realität werden, wenn er in der Schule ist: Mal kotet er im Unterricht ein, dann fängt er bei unpassender Gelegenheit an zu singen, mal schmeißt er sein Pausenbrot im hohen

Bogen durch die Klasse. So wird er allmählich zum Klassenclown, den keiner ernst nimmt, dem man besser aus dem Weg geht.

Der Junge leidet. Als sein Vater, von Beruf Fernfahrer, eines Freitagabends nach Hause kommt und der Sohn ihm das Puppentheater vorführen möchte, das er in der Woche mühselig und sorgsam aus Schuhkartons zusammengebastelt hat, erntet er von seinem Vater statt Lob und Anerkennung nur Unverständnis und Ablehnung: „Was machst du denn da für eine Scheiße, das ist doch Mädchenkram!“ Der Junge möchte sich gerne mitteilen, seine Probleme ansprechen, sich mit jemandem aussprechen. Doch da ist niemand. Auch bei seinen Eltern dringt er nicht durch, wenn er zum Beispiel ein Kind aus der Nachbarschaft – ausnahmsweise – mit nach Hause bringen möchte. „Der taugt doch nichts“, „Der ist nicht gut für dich“, wird er zurechtgewiesen. Seine Eltern verhängen lediglich Ge- und Verbote, ohne Alternativen anzubieten. Und wenn der Junge nicht pariert, setzt es Schläge.

Zwei Welten

Der jetzt Neunjährige flüchtet sich notgedrungen in eine Welt, die es gar nicht gibt, in der er sich indes gut aufgehoben fühlt: Tagträume. Er verlässt die äußere Welt, in der für jemanden wie ihn kein Platz zu sein scheint, und wendet sich der inneren Welt zu. Das ist für ihn wie Fernsehen. Diese wunderbare und wundersame Welt in seinem Kopf ist viel klarer und aufregender als alles, was er kennt. Dort ist er größer, stärker, besser und reicher als alle anderen Menschen, mit denen er es zu tun bekommt. Zwar wird ihm auch dort mitunter übel mitgespielt, doch gelingt es ihm, sich auch in einer belastenden Lebenssituation positiv zu empfinden. Und das ist für ihn ein magisches Gefühl. Selbst wenn es so schlimm wird, dass er weinen muss, fühlt er sich außergewöhnlich gut dabei.

Weil er keine Spielkameraden hat, zieht es ihn hinaus in die Natur. Er streift durch die nähere Umgebung Altenbochums, vor allem leer stehende ältere Häuser und Rohbauten durchstöbert er nach Mitnehmerswertem. Die Bierflaschen der Bauarbeiter lässt er mitgehen und kassiert am Kiosk das Flaschenpfand. Wenn ihm eine Gruppe jüngerer Kinder begegnet, setzt er sich in der Hoffnung dazu, angenommen und aufgenommen zu werden. Doch meist geben ihm die Eltern der Kinder zu verstehen, er möge sich doch gleichaltrige Spielkameraden suchen. Doch bei denen traut er sich so etwas nicht. Die würden ihn sowieso nicht mitspielen lassen, weiß er aus leidvoller Erfahrung.

Seine Leistungen in der Schule werden zusehends schwächer. Doch die Bemühungen seiner Mutter und das Wohlwollen des Klassenlehrers verhindern eine Rückstufung. Letztlich hat es der Junge der Überzeugungskraft seiner Mutter zu verdanken, dass er nicht auf eine Sonderschule geschickt wird, sondern eine Hauptschule besuchen darf.

Wie schon in der Grundschule gelingt es ihm nicht, sich in den Klassenverband einzufinden. Auch nach außen wird dies erkennbar, wenn Christian in den Pausen verloren und missachtet auf dem Schulhof herumsteht. In diesen Situationen kommt er sich besonders einsam und ausgegrenzt vor. Wie gerne würde er mit den anderen Kindern spielen, toben oder sich einfach nur unterhalten.

Um sich aus diesem beklemmenden Vakuum zu befreien und Aufmerksamkeit zu erringen, provoziert er seine Mitschüler durch ausgesprochen derbe Späße, mit denen er seine Situation nur noch mehr verschlimmert. Er gibt so nämlich Anlass, sich näher mit ihm zu beschäftigen. Und da er in der Gruppe mutterseelenallein dasteht, ist seine Position besonders schwach – ein ideales Opfer. So wird er immer wieder drangsaliert, schikaniert und gelegentlich auch erpresst: „Krieg ich was? – oder du kriegst was auf die Fresse!“

Den Eltern bleiben die zwischenmenschlichen Probleme ihres Sohnes in der Schule weitestgehend verborgen. Der Junge wird im Wesentlichen von seiner Mutter erzogen, der Vater greift lediglich als strafende Instanz ein. Dann gibt es Standpauken oder Prügel. Meistens beides. Das Verhältnis zu seiner Mutter ist durchaus zwiespältig. Er versteht ihre Fürsorge und Zuwendung als Ausdruck von Liebe. Das gefällt ihm. Einerseits. Andererseits lässt ihm seine Mutter kaum Freiheiten, sie engt ihn ein, sie schreibt vor, sie maßregelt. Das gefällt ihm nicht.

Die Beziehung zum Vater ist ebenso doppelwertig. Auf der einen Seite bewundert Christian seinen Vater, den er als durchsetzungsfähig und geradlinig erlebt, auf der anderen Seite fürchtet er dessen Jähzorn und drastische Bestrafungsrituale. Der Junge ist hin- und hergerissen. Er findet einfach keine richtige Einstellung zu den Menschen, die ihn umgeben, keinen Weg, sich verständlich zu machen, ohne dass er belächelt wird oder mit negativen Konsequenzen rechnen muss. Seine Schreie nach Aufmerksamkeit werden zwar wahrgenommen, nur werden sie falsch verstanden oder falsch gedeutet – als Anmaßung, Beleidigung, Verrohung oder Bedrohung.

Als sich das Verhältnis zu seinen Mitschülern, aber auch seinen Eltern dramatisch zuspitzt, geht seine Mutter zur städtischen Erziehungsberatung. Dort wird für den Zehnjährigen nach längeren Gesprächen eine Spieltherapie empfohlen. Das Konzept dieser ambulant durchgeführten Maßnahme sieht vor: In ausgangsoffenen Spielsituationen können und sollen insbesondere entwicklungsgestörte Kinder die Themen ihres Lebens ausspielen und gemeinsam mit ihren Therapeuten neue Beziehungserfahrungen sammeln und neue Verhaltensformen entwickeln. Es geht also im Kern um das Erlernen von sozialer Kompetenz, die der Junge bisher nicht hat entwickeln können, weil er in den ersten Jahren seines Lebens

isoliert wurde und später einfach überfordert war, wenn er soziale Kontakte anbahnen oder Konflikte lösen sollte. Er kennt bislang nur regelrechte Kampfbeziehungen, in denen es darum geht, den anderen zu dominieren und ihm ein bestimmtes Verhalten aufzuzwingen oder abzurufen.

Seine Erfahrungen bei der Spieltherapie, die einmal wöchentlich von Kinderpsychologen des Gesundheitsamts in Bochum durchgeführt wird, sind überwiegend positiv. Er empfindet es als angenehm, mit anderen Kindern zusammen sein zu können, mal einfach so, ohne Druck von jemandem oder Angst vor etwas. Es wird viel miteinander gespielt, gesprochen, auch gekocht. Zudem muss er Koordinationsübungen absolvieren. Doch seine Betreuer sind überaus skeptisch und können trotz aller Bemühungen keinen durchgreifenden Behandlungserfolg feststellen. Die Therapie wird darum nach einem halben Jahr abgebrochen. Seiner Mutter wird sogar gesagt, sie solle ihren Sohn niemals mit anderen Kindern spielen lassen. Der Grund: „Ihr Sohn könnte Sachen machen, die nie wieder gutzumachen sind, etwa bei einem Anfall ein anderes Kind tödlich verletzen.“ Den gleichermaßen verunsicherten und schockierten Eltern wird schließlich nahegelegt, das Kind psychiatrisch begutachten zu lassen.

Der Junge bleibt auch in der Folgezeit verhaltensauffällig. Er versucht, Lehrern und Mitschülern durch geschraubte Redewendungen zu imponieren, er klebt förmlich an einzelnen Worten oder Themen, trägt allzu dick auf, wirkt angeberisch. Wann immer es geht oder sich eine Gelegenheit ergibt, versucht er die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken, indem er bei Schulausflügen fremde Leute grundlos anpöbelt, absichtlich Kaffee in einem Restaurant verschüttet oder lautstark irgendwelche Forderungen stellt, die keinen rechten Sinn ergeben oder deplatziert wirken. Und er macht es sich zur Maxime, stets genau das Gegenteil von dem zu tun, was von ihm gewünscht oder gefordert wird.

Als Elfjähriger macht er die ersten Erfahrungen mit Alkohol, als sein Vater ihn gelegentlich zum Frühschoppen mitnimmt und ein oder zwei Gläser Bier trinken lässt. Das Verhältnis zu seinen Eltern ist nach wie vor angespannt. Richtig entspannt fühlt er sich nur, wenn er onaniert hat, in seinem Zimmer oder auf der Toilette. Er gibt sich große Mühe, diese ersten sexuellen Regungen zu verbergen. Seine Mutter bekommt wohl auch nichts davon mit, doch sie spricht auch nicht mit ihm darüber, obwohl der Junge erkennbar in die Pubertät kommt. Beide Elternteile sind ausgesprochen prüde und puritanisch, Zärtlichkeiten werden grundsätzlich im Verborgenen ausgetauscht, Sexualität ist ein Tabuthema.

Ein Fall für die Psychiatrie

Ende des Jahres 1971 wird es den Eltern zu viel, vor allem die Mutter weiß nicht mehr weiter. Christian geht nur noch sporadisch zur Schule, treibt sich lieber herum, begeht dabei Ladendiebstähle, läuft jetzt auch von zu Hause weg, wird von der Polizei aufgegriffen und zurückgebracht. Er provoziert die Mutter geradezu, indem er heimlich Konserven aus dem Vorratsschrank öffnet und leert oder Kothaufen in ihrem Kleiderschrank versteckt. Wenn er daraufhin zur Rede gestellt wird, bekommt der Gescholtene einen Wutanfall. Das Eltern-Kind-Verhältnis ist zerrüttet, die sowieso schon limitierten erzieherischen Mittel haben sich vollends erschöpft. Zudem können die Eltern nicht einschätzen, aus welchen Gründen sich ihr Sohn derart auffällig verhält. Und so wird der Junge erstmals ein Fall für die medizinische Fachdisziplin der Seelenheilkunde.

Das Westfälische Institut für Jugendpsychiatrie und Heilpädagogik in Hamm nimmt ihn am 1. Dezember auf. Doch auch in seinem neuen sozialen Umfeld zeigt er alte Verhaltensweisen. Durch großsprecherische Redensarten, die häufig unkindlich wirken und von geringer Wortflüssigkeit geprägt sind, versucht er vor allem sein Versagen im vorwiegend motorischen Bereich zu überspielen. Es will ihm beispielsweise bei Gruppenspielen einfach nicht gelingen, einen Ball zu fangen wie die anderen Kinder, er greift immer daneben. Ins Leere gehen auch seine unangemessenen Bemühungen, sich Gehör zu verschaffen. Wenn er sich in altkluger Weise immer wieder in Gespräche einmischt, möchte er tonangebend sein, produziert jedoch nur Misstöne und Missstimmung. Die anderen Kinder lehnen ihn darum rigoros ab und zeigen ihm dies auch unmissverständlich. Diese kategorische Zurückweisung schmerzt Christian besonders, und er zieht sich immer weiter zurück, ängstlicher werdend, sich weniger beteiligend. Er kann nicht verstehen, warum gerade er häufig nur Missbilligung erfährt. Obwohl das Verhältnis zu seinem Vater schwer belastet und ausgesprochen konfliktreich ist, steht er fast jeden Tag am Fenster seiner Station und schaut sehnsüchtig auf die Straße hinunter: *Papa, wann kommst du denn endlich! Hol mich doch!*

Nach wochenlanger Beobachtung und einer Reihe von medizinischen Untersuchungen kommen die Fachleute im Februar 1972 zu folgendem Befund: „Es lässt sich nicht mit Sicherheit sagen, dass es sich bei den Verhaltensstörungen des Jungen um Folgen einer Hirnhautentzündung oder bereits um eine frühkindliche hirnorganische Schädigung handelt. An einer solchen Schädigung besteht jedoch kein Zweifel, und sie ist die Wurzel für die Verhaltensauffälligkeiten, die sich im Laufe der letzten Jahre entwickelt haben.

Durch seine Konzentrationsschwäche und seine Störung der optischen Gestalterfassung, die in der Legasthenie ihren Ausdruck findet, ist der Junge im Rahmen einer normalen Hauptschule überfordert. Er hat dennoch ein gut durchschnittliches intellektuelles

Vermögen. Er braucht gezielte sonderpädagogische Hilfen, wie er es im Grunde nur im Rahmen einer Kleinklasse erhalten kann, um zum Hauptschulabschluss zu gelangen. Die Umschulung auf eine Sonderschule für Erziehungshilfe wäre für den Jungen die richtige Maßnahme. Für eine Schule für Lernbehinderte ist er zu leistungsfähig.

Seine geringe Realitätskontrolle, seine stark haftende Denkweise und seine Affektinkontinenz belasten ihn zusätzlich. Sein motorisches Handicap lässt ihn zusätzlich konkurrenzunfähig sein und erschwert ihm Kontakte zu seinen Kameraden, deren Anerkennung er auf andere Weise zu gewinnen sucht. Es ist anzunehmen, dass er sich Freunde zu ‚kaufen‘ versucht und durch unangepasstes Verhalten in der Schule – soweit es nicht nur auf seine affektive Ungesteuertheit zurückgeht – probieren wird, ihre Anerkennung zu gewinnen, ohne je mit unangenehmen Folgen zu rechnen. Schließlich belastet den Jungen auch noch die starke Verunsicherung der Mutter, die seine Verhaltensauffälligkeiten in keiner Weise einzuordnen wusste und sich durch ihn erheblich herausgefordert fühlte.“

Die behandelnden Psychologen empfehlen den Eltern die Überweisung ihres Sohnes in eine geschlossene Erziehungsanstalt, dort soll er sich einer geeigneten Therapie unterziehen. Doch für die Eltern kommt das nicht infrage. Noch nicht. Sie wollen Christian einen Heimaufenthalt ersparen und müssen ihn mangels Alternative wieder bei sich aufnehmen. Notgedrungen. Zähneknirschend. Vor allem seine Mutter vertraut und hofft darauf, dass es irgendwann mit ihm besser wird. Es muss einfach besser werden.

„Unerträglicher Störfaktor“

Im November 1972, der Junge ist jetzt zwölf Jahre alt, bekommt die Familie Nachwuchs. An einem Sonntag wird Gerhard geboren. Sein großer Bruder freut sich mit den Eltern, und er fühlt sich nun selbst ein Stück größer und bedeutender, weil jemand da ist, der kleiner und unbedeutender ist. Nach wie vor quält ihn jedoch die Tatsache, dass er zu Gleichaltrigen keinen freundschaftlichen Kontakt bekommt. Um wenigstens seine Dazugehörigkeit zur Welt der Erwachsenen zu erreichen, beginnt er in Büchern zu schmökern, die eigentlich nur von Menschen gelesen werden, die viel älter sind als er: Remarques „Im Westen nichts Neues“ oder Hemingways „In einem fernen Land“. Er liest aber auch gerne Schundromane, wobei ihn Passagen, die ins Sexuelle gehen, besonders ansprechen.

In der Schule wird Christian nur noch als „unerträglicher Störfaktor“ wahrgenommen, sagen die entnervten und hilflosen Pädagogen den Eltern, die genauso entnervt und hilflos sind. „Wir können Ihrem Sohn auch Noten geben, ohne dass er zur Schule kommt“, wird den

Eltern nach einem längeren Konfliktgespräch mit auf den Weg gegeben. Ein erzieherischer Offenbarungseid.

Insbesondere die Mutter wird immer öfter zur Zielscheibe von Verhaltensweisen ihres Sohnes, die nicht mehr nur von kindlicher Gedankenlosigkeit oder Übermut gekennzeichnet sind, sondern ebenso von Boshaftigkeit und Verschlagenheit: Der Junge kotet auf ein Taschentuch der Mutter und deponiert es in einer ihrer Jacken, er zerschlägt Weinflaschen und versteckt die Scherben in der Wohnung, er legt Essensreste in den Kleiderschrank, und wenn er einen seiner Wutanfälle bekommt, demoliert er alles, was ihm in die Hände gerät. Auch beginnt er damit, seinen zweieinhalbjährigen Bruder zu schlagen.

Abermals wendet die Mutter sich Hilfe suchend an das Gesundheitsamt. Duplizität der Ereignisse: Christian wird wieder zur Beobachtung und psychomotorischen Übungsbehandlung in die psychiatrische Klinik nach Hamm gegeben. Im April 1973 verbringt er dort drei Wochen. Während der Übungsstunden arbeitet er leistungsmotiviert und bereitwillig mit. In der Gruppe versucht er, sich zu behaupten und gegen andere Jungen durchzusetzen. Doch auch diesmal kommt er mit seiner kantig-wuchtigen und vorwitzigen Art nicht an. Er wird kein Anführer der Gruppe, er bleibt Mitläufer. Zog er sich nach solchen Versagens- und Ausgrenzungserlebnissen bisher eher zurück, so schlägt er nun rücksichtslos auf die Kinder ein. Selbst in harmlosen Spielsituationen zeigt er sich durchweg roh, kampflustig und verletzend. In der Stationsgemeinschaft gibt der Junge sich ausgesprochen altklug und überangepasst an die Erwachsenen. Trotz seiner beachtlichen Selbstständigkeit fällt auf, dass er sein eigenes Leistungsvermögen maßlos überschätzt.

Etwa zu dieser Zeit vollzieht sich auch in seiner inneren Welt ein bedeutsamer Wandel. Christian entwickelt Fantasien, in denen er andere Menschen Dinge tun lässt, die ihnen aufgezwungen werden – von *ihm*. In seiner imaginären Parallelwelt bemächtigt er sich, er unterdrückt, er bestraft. Er genießt es, die Rolle des Versagers abzulegen und sich als Beherrscher zu sehen. Es fasziniert und befriedigt ihn, schlechte Erfahrungen in gute Gefühle zu transformieren. Mit einem Mal ist er wer.

Wenige Tage bevor im westlichen Teil Deutschlands die Fußballweltmeisterschaft beginnt, sitzt Christian eines Nachmittags nicht wie andere Kinder zu Hause am Schreibtisch und macht Schularbeiten, sondern ist wieder mal auf Tour, wie immer allein. Sein Weg führt ihn zu einer Müllkippe, nicht weit von seinem Elternhaus entfernt. Vielleicht lässt sich dort etwas finden. Er braucht Geld. Plötzlich sieht er eine Frau, die wohl spazieren geht. Ihr Alter kann er schlecht einschätzen, wahrscheinlich ist die Frau schon etwas älter, es spielt für ihn aber auch keine Rolle. Er will ihr Geld rauben. Kurz entschlossen nähert er sich der Frau von

hinten, springt sie an, wirft sie um, langt nach ihrer Handtasche. Die Frau lässt jedoch nicht los, sondern wehrt sich, fängt an zu schreien. Es entwickelt sich ein heftiges Gerangel. Die Sache geht nicht so einfach ab, wie er sich das vorgestellt hat. Schließlich verlässt ihn der Mut und er läuft weg. Doch als er dem Opfer zwei Wochen später zufällig an einer Kreuzung begegnet und wiedererkannt wird, alarmiert die Frau die Polizei. Christian wird noch am selben Tag von einem uniformierten Beamten angehört. Die Sache ist ihm sehr unangenehm und peinlich. Nachdem er ein Geständnis abgelegt hat, wird er seiner Mutter übergeben. Juristische Konsequenzen wird der Raubüberfall aber nicht haben, da er noch nicht 14 Jahre alt und somit strafunmündig ist.

Vom Jungen zum jungen Mann

Zunehmend beginnt Christian sich in dieser Zeit für etwas zu interessieren, über das zu Hause kein Wort verloren wird: Sexualität. In der Schule hört er schon mal von solchen Dingen, die sich zwischen Jungen und Mädchen auf einer körperlichen Ebene abspielen sollen, in Groschenheftchen liest er darüber, wie es ist, wenn die Erwachsenen das machen. Es sind aber nicht die gewöhnlichen Schilderungen von körperlicher Liebe, die er in seine Masturbationsfantasien einbaut, sondern ganz andere Dinge – wenn eine Frau zur Liebe gezwungen wird, zum Beispiel. Oder wenn in einem Schundroman Reklame für einen Aschenbecher gemacht wird, der mit einem barbusigen Frauenkörper verziert ist, zu dem es heißt: „Drücken Sie Ihre Zigarette ruhig am Busen dieser Frau aus, keine Angst, das macht keine Schmerzen, die Brust ist aus Porzellan.“ Genau solche Dinge berühren und inspirieren ihn. Noch benutzt er sie bloß als Blaupause für seine eher diffusen Wunschvorstellungen.

Besonders reizvoll und begehrenswert erscheint ihm die Schwester seines Vaters. „Lottchen“ hat große Ähnlichkeit mit seiner Mutter, und innerhalb der Familie geht das Gerücht, die 28-Jährige habe ein intimes Verhältnis mit ihrem Schwager gehabt. Aus zwei Gründen fühlt er sich von „Lottchen“ geradezu magisch angezogen: die große Oberweite und ihre moralische Angreifbarkeit. Und diese Frau lässt sich mühelos einpassen in eine ganze Reihe von erpresserischen Phantasien. So befiehlt er der Tante, unter ihrem Minirock keinen Slip zu tragen. Die Bereitwilligkeit der Frau erpresst er schließlich mit der Drohung, andernfalls ihre außereheliche Eskapade zu verraten. Es geht ihm weniger um körperliche Liebe, die lediglich jederzeit durchsetzbar erscheinen muss, es geht ihm vielmehr in erster Linie darum, „Lottchen“ zu etwas zwingen zu können: Eis essen, ins Kino gehen, in den Arm nehmen. Das erotische Moment besteht für ihn mehr in der Verfügbarkeit, der Beherrschbarkeit, des Sichbemächtigens, der Ohnmacht des Opfers. So entsteht ganz allmählich eine imaginäre Beziehung zwischen Sexualität und Gewalttätigkeit.

Schulische Dinge haben für ihn keinerlei Bedeutung mehr. Seine Fehlleistungen sind dementsprechend gravierend. Niemand möchte mit ihm noch näher zu tun bekommen. Nach dreimaligem Sitzenbleiben muss er die Hauptschule nach der 6. Klasse schließlich ohne Abschluss verlassen. Seine Eltern sind entsetzt und verzweifelt, ihn selbst kümmert es nicht.

Im Februar 1975 wird Christian wegen einer akuten Blinddarmentzündung ins Krankenhaus eingeliefert. Besonders dem Pflegepersonal bereitet er erhebliche Probleme. Wenn ihm etwas nicht passt, wird er aggressiv, schlägt um sich oder schmeißt sein Essen einfach aus dem Fenster, samt Geschirr. Nach zwei Tagen ist das Maß voll, die Mutter muss den notorischen Provokateur und Unruhestifter vorzeitig nach Hause holen.

Das Gesundheitsamt regt wenig später die Überweisung des Jungen in die neurologische Station des St. Josef-Hospitals in Bochum an. Doch auch dort zeigt er sich unwillig und unwirsch, begeht wahllos Diebstähle, greift Kinder und Personal an, ordnet sich nicht im Geringsten dem Stationsbetrieb unter, lässt sich nichts sagen, begehrt immer wieder auf. Als man sich keinen Rat mehr weiß, muss Christian im September in die geschlossene Abteilung des Westfälischen Landeskrankenhauses „In der Haard“ in Marl-Sinsen überführt werden. Hier soll er das 9. und 10. Schuljahr in einer Sonderschule absolvieren, um wenigstens den Hauptschulabschluss zu erreichen.

Erstmals gibt er jetzt auch seinen sexuellen Impulsen nach. Sein Verlangen entzündet sich vornehmlich an einer jungen Pflegerin, die Tante „Lottchen“ ähnlich sieht. Um sich der Frau körperlich nähern zu können, verwickelt er sie immer wieder in kleinere Ringkämpfe oder spielerische Rangeleien und grapscht ihr dabei an die Brüste. Die Pflegerin wehrt ihn jedes Mal sanft ab und lässt die Sache auf sich beruhen.

Wider Erwarten gerät das Leben des Jungen im Zuge seiner Zwangsverwaltung in der nächsten Zeit nicht weiter aus den Fugen. Er findet sogar Anschluss, ein zwei Jahre älterer Jugendlicher akzeptiert ihn, er kann sich hier anlehnen, fühlt sich angenommen. Jetzt heißt es nicht mehr nur: „Hau bloß ab!“ Christian unterwirft sich sogar einem stationsinternen Punktesystem, nach dem ihm für normgerechtes Verhalten oder bestimmte Verrichtungen Punkte gutgeschrieben werden. Wenn er sich beispielsweise nachts regelkonform verhalten hat, darf er sich am nächsten Morgen im Verordnungszimmer eine Zigarette abholen, die er einer Schachtel entnimmt, auf der sogar sein Name geschrieben steht. Das macht ihn mächtig stolz.

Mädchen sind für ihn mittlerweile keine abstrakten und geschlechtsneutralen Wesen mehr, er beginnt sich für sie zu interessieren, auch sexuell. Besonders schwärmt er für Jutta, ein Mädchen mit blonden schulterlangen Haaren. Er backt sogar einen großen Keks für sie

und dekoriert das Gebäck mit ihren Initialen. Eines Abends sitzen die beiden in ihrem Zimmer auf einer Couch. Erst unterhalten sie sich. Dann möchte er aber auch das tun, wovon ihm die anderen Jugendlichen immer vorschwärmen: kuscheln und fummeln. Jutta weist ihn jedoch zurück; das sei nichts für sie, mit Jungen habe sie nur schlechte Erfahrungen gemacht, erklärt ihm das Mädchen. Er kann diese Abfuhr nur schwer akzeptieren, doch er begehrt nicht auf und fügt sich. Trotzdem möchte Christian so etwas nicht noch einmal erleben. Der Stachel der Enttäuschung sitzt tief.

Die Therapeuten erkennen schon nach wenigen Monaten die beachtlichen Fortschritte des Jungen. So heißt es in einem Bericht vom 18. Dezember 1975: „Aufgrund von verhaltenstherapeutischen Maßnahmen sind die Verhaltensauffälligkeiten nicht mehr zu beobachten. Er besucht seit zwei Monaten regelmäßig die Heinrich-Kielhorn-Gesamtschule in Marl-Sinsen und erbringt dort in der 8. Klasse sogar überdurchschnittliche Leistungen. Er hat inzwischen gelernt, positive Anerkennung durch Leistung zu finden. Sein Verhalten gegenüber Gleichaltrigen ist durch ein pubertäres Imponiergehabe geprägt, man kann jedoch keinesfalls mehr von antisozialem Verhalten sprechen. Er hat die Radfahrerprüfung vor der Polizei abgelegt und kann sich im Verkehr sicher bewegen.

Sein Verhalten ist wahrscheinlich noch nicht so stabil, dass eine Rückführung in das pathologische häusliche Milieu geraten erscheint. Aufgrund der sehr guten Ergebnisse der probeweisen Beschulung und der positiven Intelligenzdiagnostik (IQ von 117) wäre eine weitere Beschulung, die ihm die Möglichkeit zur Erlangung des Hauptschulabschlusses gibt, sicherlich wünschenswert. Das bisherige Schulversagen ist ziemlich offensichtlich kein Leistungsversagen, sondern ausschließlich durch die Verhaltensstörungen bedingt. Da diese beseitigt sind, ist die Basis für einen erfolgreichen Schulbesuch geschaffen.

Dunkle Phantasien

Dieser Schulbesuch hätte einen zusätzlichen therapeutischen Effekt, da der Junge auf diese Art und Weise einen geregelten Tagesablauf hat und dazu in der Lage ist, realistische Pläne für die Zukunft zu schmieden. Seine bisherige Erfahrung war, dass er mit Abschluss 6. Klasse Hauptschule weder in irgendeiner Form vom Arbeitsamt gefördert werden kann, noch im Moment die geringste Chance hat, eine Stelle als ungelernter Arbeiter zu finden. Die Motivation, einen qualifizierten Abschluss zu erlangen, ist bei ihm seit nunmehr über zwei Monaten ununterbrochen stark.“

Genauso stark ist jedoch auch ein Impuls, der den Psychologen bisher gänzlich verborgen geblieben ist: die dunklen Fantasien des Jungen, in denen seine weiblichen Opfer ihm zu gehorchen haben, seine Realitätsflucht. Christian will wenigstens in seiner imaginären

Parallelwelt bestimmen und befehlen können und für Zuneigung, Anerkennung und Macht nicht wieder auf verlorenem Posten kämpfen müssen. Denn er hat in der Vergangenheit zu oft schmerzlich erfahren müssen, dass andere Menschen ihn aus unterschiedlichsten Gründen mit Liebesentzug bestrafen durften. In seiner Ersatzwirklichkeit jedoch ist er nun der strahlende Mittelpunkt und darf nach Belieben darüber bestimmen, wer sich seiner Zuneigung als würdig erweist und wann was mit wem wie passiert. Allerdings verhalten sich seine Opfer nur dann wie befohlen, wenn er sie erpresst. Sexuelle Handlungen spielen dabei durchaus eine Rolle, nur bleiben sie allein Mittel zum Zweck. Er spürt und erkennt, dass erzwungene Sexualität die intimste und nachhaltigste Form der Bemächtigung ist. Und ganz allmählich wächst zunehmend die innere Bereitschaft und mündet schließlich in das drängende Verlangen, eine weitere Grenze zu überschreiten, um sich auch in der Realität auszuprobieren und zu beweisen – als Beherrscher und Täter.

Während es ihm nur leidlich gelingt, soziale Kompetenz zu entwickeln und er eher ein Schattendasein führt, blühen indes seine dunklen Fantasien in grellen Farben. Im Mittelpunkt stehen stets weibliche Wesen, die einen objekthaften Charakter haben. Christian stellt sich keine tatsächlich existenten Frauen vor, die er peinigt; vielmehr montiert er seine Opfer förmlich zusammen, genauso wie das Setting, das er braucht, um sich zu erregen. So ergibt sich aus den Zutaten Nacht – Keller – Strick – Busen urplötzlich ein Bild, das er beliebig formen oder erweitern kann. Und so wird es ihm niemals langweilig.

Nach einem halben Jahr Aufenthalt im Martinistift und intensiver Beobachtung des jetzt 16-Jährigen kommt eine Fachärztin für Jugendpsychiatrie zu diesem Befund: „Obwohl im Kleinkindalter ein eigentliches Trotzverhalten nie beobachtet wurde, hat der Junge schon vom Kindergartenalter an nicht normal Kontakt zu Altersgefährten, obwohl er ihn brennend suchte. Viele seiner Fehlverhaltensweisen entspringen aus der Frustration seiner als dringend empfundenen Kontaktbedürfnisse. Der Jugendliche befand sich dadurch dauernd in einem gespannten Zustand, in dem es zu aggressiven Durchbruchshandlungen kam. Da er sich andererseits aber stärkstens um Wohlverhalten bemühte und er sich diese aggressiven Durchbruchshandlungen nicht gestatten konnte, erwarb er sich schon früh eine sehr wirksame Technik der Verdrängung und der Rationalisierung. Dadurch misslang die dringend erforderliche Verarbeitung der Problematik.

Der Jugendliche unterlag ohne altersgerechte Realitätskontrolle immer wieder seinen impulsiven Eingebungen, die er nur mangelhaft zu steuern lernte. Dabei schien er äußerlich mehr unberührt zu sein von den Folgen seiner Handlungen. Aber auch dieses ist im Zusammenhang mit seiner wohl recht perfekten Verdrängungstechnik zu sehen. In einem

Gespräch sagte er schon als 11-Jähriger: ‚Das Schlechte vergesse ich, das vergisst man am besten.‘

Sehr häufig schob er in kleinkindhafter Weise die Schuld für sein Fehlverhalten auf andere. Schließlich musste es dem aktiven, durchsetzungswilligen Jungen auch unverständlich sein, warum er trotz aller guter Absichten immer wieder scheiterte: weswegen es ihm nicht gelang, Freunde zu finden, weswegen er bei altersgemäßen Geschicklichkeitsspielen wie im Ballspiel und im Springen immer unterlag, weswegen seine schulischen Schreibleistungen trotz echter Bemühungen – so gewöhnte er sich schließlich an, in Druckbuchstaben zu schreiben, um Fehler zu vermeiden – so schlecht blieben, weswegen er auch im verbalen Kontakt mit Altersgefährten nicht den richtigen überzeugenden Ton fand. Immer mehr gewöhnte er sich als Kompensationsmechanismus eine ‚große Klappe‘ an, durch die er noch mehr auffiel und abgelehnt wurde.“

Christian begreift die eigenen Unzulänglichkeiten als Unrecht, das ihm angetan worden ist – ähnlich wie das Sitzenbleiben nach seinem längeren Krankenhausaufenthalt wegen eines Verkehrsunfalls. Er kann diese vermeintliche Benachteiligung nicht verarbeiten und muss ständig erfolglos dagegen anlaufen, wie ein Gummiball, der gegen eine Betonwand geworfen wird und doch nicht durchdringt. Dennoch stellt die Psychiaterin dem Jungen eine durchaus positive Prognose: „Mit zunehmender Denk- und Abstraktionsfähigkeit erkannte der Jugendliche aber immer deutlicher den persönlichen Unrechtsgehalt seiner Handlungen und scheint sich auch ernsthaft damit auseinanderzusetzen.“

Mit der Zeit lässt Christian tatsächlich Fortschritte erkennen. Er lernt im Martinistift, Teil einer Sozialgemeinschaft zu werden und sich unterzuordnen, Regeln zu beachten, die Mitbewohner des Heims nicht durchweg als Gegner zu betrachten und so auf sie zu reagieren. Die anderen akzeptieren ihn zwar nicht vorbehaltlos, doch wird er toleriert. Zu zwei Jungen bekommt er sogar näheren Kontakt, ohne dass von Freundschaften im engeren Sinne gesprochen werden kann. Mittlerweile hat er auch erkannt, dass sein großsprecherisches Auftreten nicht zum Ziel führt.

Seine positive Entwicklung wird auch von den Erziehern bemerkt und belohnt. Nach erfolgreich bestandener Probezeit kommt er vom „festen“ Haus auf eine normale Station. Dort wird jede Gruppe von zwei Sozialarbeitern betreut. Er bekommt ein Einzelzimmer, muss sich aber Toilette, Bad und Küche mit den anderen Jugendlichen teilen. Im Mittelpunkt aller Gemeinschaftsaktivitäten steht in seiner Gruppe etwas, das ihm besonders zusagt: das Fahrrad. Die eherne Gruppenregel verlangt, für jede Besorgung und sämtliche Freizeitaktivitäten ein Fahrrad zu benutzen. Die vielen Radtouren auch in weiter entfernte

Gegenden entschädigen ihn ein wenig für die entbehrungsreiche Zeit bei seinen Eltern, als ihm das Radfahren strengstens verboten war.

Mit Versagungen und Untersagungen tut Christian sich altersgemäß schwer. Es missfällt ihm, dass die Betreuer Vorschriften machen dürfen und er bei Übertretungen gemäßregelt wird. Auch wenn er die Gruppe und ihre Leiter ein bisschen als Ersatzfamilie versteht, fehlt ihm doch die Freiheit, sich von diesen Zwängen auch einmal loszusagen, nicht mehr *so* sein zu müssen, sondern *ich* sein zu dürfen.

Seine ausgeprägte Fähigkeit, unbequeme oder belastende Dinge nahezu vollständig aus dem Bewusstsein zu verdrängen, lässt ihn nun wieder an Ereignisse denken, die ihm Kraft und Macht verleihen und andere Menschen ohnmächtig erscheinen lassen. Dabei geht es ihm nun vornehmlich um sexuelle Demütigungen der Opfer, weil er mittlerweile erfahren hat, dass genau diese Dinge ihn auch körperlich besonders erregen und befriedigen.

Ist Christians bisheriges Leben auch von fehlender Orientierung und Perspektivlosigkeit geprägt gewesen, so entwickelt er nun ein erstes Lebensziel: Er möchte baldmöglichst einen Beruf erlernen. Landschaftsgärtner würde er gerne werden wollen, nur fehlt ihm dazu die nötige schulische Qualifikation. Und weil er nicht im Büro arbeiten möchte, beginnt er Anfang November 1977 eben eine Lehre als Maurer. Den praktischen Teil übt er in der Maurerwerkstatt im Martinistift, die theoretischen Grundlagen erlernt er auf der Berufsschule im 24 Kilometer entfernten Coesfeld.

Äußerlich kann das Leben des jungen Mannes allmählich in geregelte Bahnen gelenkt werden, innerlich verwildert er wie ein Garten, der sich selbst überlassen bleibt. Die abnormen Fantasien, von denen er sich zeitweise beherrschen lässt, erhalten mit der Zeit auch eine starke sexuelle Komponente. Denn wenn er nach der Berufsschule durch Coesfeld läuft, zieht es ihn auf der Suche nach sexuellen Anregungen in Bibliotheken und Buchhandlungen, besonders aber in die Sexshops. Dort bekommt er eindrucksvolles Anschauungsmaterial angeboten und lernt die weiblichen Geschlechtsmerkmale genauer kennen, in allen denkbaren Stellungen, aus nächster Nähe fotografiert, zum Greifen nah, dunkle Vorstellungen befeuernd.

Annäherungsversuche

Während die Opfer in seinem Kopfkino nach wie vor austauschbare Objekte sind, verfestigt sich zusehends ein präziser Tatablauf, in dem er die machtvolle Hauptrolle spielt: bewaffnet sein – anhalten – einsteigen – mitfahren – Waldgebiet – abbiegen – Bäume – Mullbinden – aussteigen – bedrohen – fesseln – ausziehen – knebeln – hilflos machen – auspeitschen – bestimmte Körperteile abbinden – vergewaltigen – verbrennen.

Als Christian 18 Jahre alt ist, will er sich nicht mehr mit Folterfantasien allein begnügen. Da ist jetzt ein neuer Reiz, der drängt, der ausgelebt werden will. Eine gute Gelegenheit bietet sich ihm, wenn er alle zwei Wochen freitagnachmittags seinen Heimaturlaub antritt. Dann hat er Zeit, dann achtet niemand mehr auf ihn. Das Gebiet entlang der Bundesstraße 525, die in die Nähe des Martinistifts führt, kennt er sehr gut, dort gibt es reichlich Wald, einsame Wege, Abgeschiedenheit. Er muss sich nur an den Straßenrand stellen und warten, bis eine Frau mit ihrem Wagen anhält.

Es ist einer dieser Freitagnachmittage, als Christian wieder einmal allein an der Bundesstraße 525 steht und mitgenommen werden möchte, grobe Richtung Bochum. Dieses Mal muss er nicht lange warten, bis neben ihm ein Auto anhält. Am Steuer sitzt eine Frau mit schulterlangen blonden Haaren, deren Alter er auf etwa Ende 20 schätzt. Sofort schießt ihm der Gedanke durch den Kopf, die Frau in seine Gewalt zu bringen, bei passender Gelegenheit – und dann! Als er mit der Frau kurz spricht, beschleicht ihn ein ganz merkwürdiges Gefühl: eine Mischung aus Vorfreude und Angst vor dem, was gleich passieren soll, in jedem Fall aber ungemein aufregend. Dann steigt er freundlich lächelnd zu der Frau in den Wagen.

Was er mit der Frau, die ihn gerade hat einsteigen lassen, spricht, ist zweitrangig. In erster Linie beobachtet er die Umgebung – ob sich vielleicht eine Örtlichkeit andeutet, die sich für seinen Plan eignen würde. Er hat sich fest vorgenommen, mit der Frau alles genauso zu machen, wie es bisher in seinen Fantasien passiert ist: sich bemächtigen, missbrauchen, quälen. Das Herz schlägt ihm bis zum Hals. Als sie endlich in die Region rings um das „Haardheim“ gelangen, nimmt er all seinen Mut zusammen, erzählt der Frau von einer Abkürzung, die er kenne, und zeigt mit seiner Hand in Richtung eines kleinen Reiterwegs, der sich keine 30 Meter entfernt vor ihnen abzeichnet und in den Wald hineinführt. Die Frau lässt sich tatsächlich überzeugen und biegt ab.

Als sie einige hundert Meter gefahren sind, ist weit und breit kein Mensch zu sehen. Jetzt müsste er die Frau nur noch dazu bringen, den Wagen anzuhalten, sie überwältigen und über sie herfallen. Doch Christian tut nichts dergleichen. Erst einmal abwarten, entscheidet er. Ganz geheuer ist ihm die Sache nämlich nicht. Während in seiner Ersatzwirklichkeit grundsätzlich keine Widerstände zu überwinden sind, steht er sich in der Realität selbst im Weg. Er besitzt noch nicht die notwendige Kaltblütigkeit, den unbedingten Willen, die vorfantasierte Tat auch auszuführen. Er ist so sehr in Gedanken und mit sich selbst beschäftigt, dass er gar nicht bemerkt, wie sie den Reiterweg kurze Zeit später wieder verlassen und auf eine Landstraße abbiegen. Chance vertan. Er ist aber auch ein wenig erleichtert, dass es nicht dazu gekommen ist. Allerdings berauscht er sich noch Wochen später

an der Vorstellung, es doch getan zu haben – wenn er die Frau aus dem Auto zerrt, sie zwischen zwei Bäumen festbindet und ihr Gewalt antut.

Mehr und mehr versucht Christian, Elemente seiner virtuellen Verbrechen und reale Schauplätze miteinander zu verbinden. Wenn er durch Coesfeld marschiert, ist er nicht mehr einfach nur in Gedanken, sondern sucht nach Örtlichkeiten, die seinen abgründigen Vorstellungen entsprechen und die Durchführung einer Tat erlauben würden. Als er für eine Zeit als Maurer auf einer Baustelle arbeitet, lernt er auch die Bauherrin kennen, eine etwa 35-Jährige, schlank, mit schulterlangen dunklen Haaren, die auf ihn einen eher scheuen und zurückhaltenden Eindruck macht. Immer wieder stellt er sich vor, wie es wohl wäre, einfach mal bei der Frau anzuschellen, sich ihrer zu bemächtigen und sie einige Tage als Sexsklavine zu halten. Doch er verwirft diesen Gedanken irgendwann, weil er die Frau kennt. Anonymität ist für ihn eine zwingende Vorbedingung, um sich in die Rolle des Täters hineinfinden und auch durchhalten zu können. Sobald er das Opfer nicht verdinglichen kann und er mit vollem Namen in Aktion treten soll, geht nichts mehr.

Irgendwann im Sommer 1979 sitzt er auf der Rückbank eines Wagens, vorne unterhalten sich zwei junge Frauen, die ihn mitgenommen haben. Alle wollen sie nach Holland, preiswert Zigaretten und Kaffee einkaufen – er will aber auch noch etwas anderes. Er möchte die Frauen am liebsten gefesselt sehen, Arme und Beine gespreizt, die Genitalien verschnürt, die Brüste abgebunden. Und dann eine Zigarette anzünden. Erst ein bisschen Angst machen, dann aber die Brüste verbrennen, die Angst seiner Opfer in ihren vor Schmerz verzerrten Gesichtern hautnah spüren. Aber auch diese Vorstellung kann er nicht realisieren. Noch nicht.

Bereits als 18-Jähriger hätte Christian die Möglichkeit gehabt, das Martinistift zu verlassen. Es erschien ihm jedoch ratsam, dort zunächst seine Lehre als Maurer abzuschließen. Zudem wollte er einem erneut dauerhaften Aufenthalt bei seinen Eltern entgehen, der gewiss im Dauerzwist geendet hätte. Am 28. Juli 1980 legt er seine Gesellenprüfung ab. Während er im praktischen Teil die Note „gut“ erhält, erreicht er in der Theorie ein „Ausreichend“. Geschafft! Nun muss er das Martinistift unwiderruflich verlassen und schweren Herzens in sein Elternhaus zurückkehren. Dass der Sohn mittlerweile erwachsen geworden ist, wollen die Eltern nicht recht anerkennen und bevormunden ihn, wenn es ihnen notwendig erscheint. Ein Wort gibt das andere, immer wieder kommt es zu heftigen Auseinandersetzungen. Wieder einmal wird es ihm zu viel. Er will endlich auf eigenen Beinen stehen, selbstständige Entscheidungen treffen, sich dem Einfluss der Eltern auf Dauer entziehen.

Beruflich läuft es für ihn zunächst besser, schon eine Woche nach der Gesellenprüfung wird er bei einer Baufirma in Wattenscheid angestellt. Fünf Wochen bleibt er dort, wechselt dann zu einer anderen Firma, wenig später wieder. Mit seinen handwerklichen Fähigkeiten ist man durchaus einverstanden, nur kommt es immer wieder zu Reibereien mit den Kollegen. Die können nämlich mit seiner übertrieben forschen und großspurigen Art nicht viel anfangen. Säbelrasseln eines Unbewaffneten. Von einem Jungspund wie ihm erwartet man einfach etwas mehr Respekt.

Im Herbst 1980 erfährt Christian über eine Bekannte im Arbeitsamt, dass in Westberlin dringend Handwerker gesucht werden, und das zu guten Konditionen: bezahlter Umzug, ein gesichertes Einkommen, dazu ein stattliches Startgeld. Und er könnte sich der Einberufung zur Bundeswehr entziehen. Genau das ist es! Weg aus der Heimat, hinein in das Abenteuer Leben, in dem es noch so unendlich viel nachzuholen und zu entdecken gilt. Am 15. Oktober verlässt er seine Heimatstadt Bochum und bezieht in Westberlin zunächst ein möbliertes Zimmer, das ihm von der Handwerkskammer vermittelt worden ist. Der junge Mann hofft auf bessere Zeiten, und er hat auch allen Grund dazu.

Seine Wahlheimat Westberlin überflutet ihn mit bislang unbekanntem Reizen, die er als grelle Farben und lautes Getöse wahrnimmt, das einfach kein Ende nehmen will und soll. Beunruhigend und berauschend zugleich. Die Stadt erscheint ihm riesig. Zwischen den Mauern von Ost nach West sind es 29 Kilometer, von Nord nach Süd 32. Die Schluchten zwischen den vielen tausend Häusern kommen ihm vor wie ein endloser Irrgarten. Besonders der Kurfürstendamm fasziniert ihn. Dreieinhalb Kilometer zu laufen, protzige Konsumtempel wie das „KDW“ oder „Wertheim“, aber auch Peepshows und Spielsalons – er erlebt den Ku’damm als eine Bühne der ungenierten Selbstdarstellung, als Mittelpunkt des ungezügelter Vergnügens und der unkonventionellen Kommunikation. Die Ausmaße Westberlins und die Möglichkeiten, sich hier zu verlieren, lassen ihn sogar vergessen, dass er sich in einer eingemauerten Stadt befindet, abgeschnitten vom Rest der Republik.

Schon eine Woche nach seiner Abkehr von Bochum findet er eine Anstellung in seinem Beruf als Maurer. Die Arbeit ist körperlich anstrengend und schmutzig. In der Woche bekommt er keine Abwechslung und begnügt sich mit Fastfood. Dies ändert sich stets am Freitagabend, nachdem er den üblichen Lohnabschlag bekommen hat: erst ausgiebig baden, dann schick machen, später fein essen gehen. Natürlich allein. Und danach auf zum „Lohntütenball“. Die Aussicht, so eine Frau kennenzulernen, ist verlockend. Christian hat immensen Nachholbedarf und möchte endlich auch einmal das erleben, von dem ihm seine älteren Kollegen auf dem Bau ewig vorschwärmen: knisternde Erotik, sexuelle Abenteuer, das

pralle Leben. Doch die hübschen Frauen, die er begehrt, sind für ihn unerreichbar. Vielleicht stellt er sich etwas ungeschickt an, vielleicht lässt er zu schnell durchblicken, worauf er hinauswill, vielleicht wirkt seine dickglasige Hornbrille auch ein wenig abschreckend. In jedem Fall aber bleiben für ihn nur die unscheinbaren Damen in den dunklen Ecken der Tanzlokale übrig, denen er bereitwillig ein Glas Wein spendiert, gerne auch zwei oder drei, die sich mit ihm wohl unterhalten, die ihn aber frühmorgens stehen lassen wie einen begossenen Pudel.

Wenn es mit den Frauen auf konventionelle Weise nicht klappt, dann eben anders, entscheidet er sich gezwungenermaßen. Seinen ersten Geschlechtsverkehr erlebt Christian deshalb mit einer Prostituierten vom Straßenstrich in einem Stundenhotel. Er bevorzugt Dirnen, die wesentlich älter sind als er und eine große Oberweite haben. 50 Mark kostet ihn die käufliche Liebe. Er kann es sich leisten, glaubt er, 17 Mark Stundenlohn sind für ihn viel Geld.

Als er nach Kreuzberg in die Dessauer Straße zieht, verschlimmert sich seine Lebenssituation zusehends; zwar bewohnt er jetzt ein größeres Zimmer in einem Hinterhof, doch fehlt ihm hier seine ehemalige Vermieterin, mit der er vormals wenigstens hin und wieder ins Gespräch gekommen ist. Es gibt keine Kontaktperson mehr, keine Kontrollinstanz. Er lebt so unscheinbar und unbeachtet, als gäbe es ihn gar nicht.

Kopfkino

Die fortwährenden Entbehrungen und Zurückweisungen in der realen Welt lassen Christian wieder mehr an die vielfältigen Möglichkeiten denken, die sich ihm in der dunklen Parallelwelt eröffnen. Nach einer gewissen Anlaufzeit geht er wieder auf die Pirsch. Die Größe und Anonymität Westberlins kommen ihm dabei entgegen. Er kann sich mühelos in der Masse der Menschen verstecken und in aller Seelenruhe Stellen ausbaldowern, an denen ihm nur noch ein Opfer in die Arme laufen muss. Während seiner Zeit im Martinistift hat er noch geglaubt, es müssten möglichst verlassene oder schummrige Orte sein, um dort unbehelligt ein Verbrechen verüben zu können. In dieser Stadt jedoch erscheint ihm alles möglich. Er muss nur noch darauf warten, bis sich eine Gelegenheit ergibt.

Er ist in das Haus eingedrungen und versteckt sich unter dem Schreibtisch im Wohnzimmer. Draußen ist es bereits dunkel geworden. Er hält das Stilet in der rechten Hand und wartet geduldig. Schon Minuten später kommt die Frau herein, auf die er es abgesehen hat: Mitte 20, blond, attraktiv, vollbusig. Sie ist von Beruf Krankenschwester. Die Frau greift zum Telefon, das auf dem Schreibtisch steht. Sie ahnt nichts von dem Mann, der schon ganz nah bei ihr ist. Die Frau wählt eine Nummer. „Hallo, ich bin’s, Sheila ...“ – mehr kann die

Frau nicht sagen, weil er ihr in diesem Moment das Messer in den Unterbauch rammt. Das Opfer sackt zusammen und fällt auf den Fußboden, den Knauf des Stiletts umfassend, das in ihrem Bauch steckt.

Das Opfer atmet schwer, stöhnt, die Augen sind weit aufgerissen. Todesangst. Todeskampf. Er steht jetzt neben ihr und beobachtet alles ganz genau, jede Bewegung und jede Regung seines Opfers. Dann legt er ihr den Telefonhörer an den Hals, so dass der Angerufene alles mitbekommt. Das verschafft ihm einen zusätzlichen Kick. Er nimmt einen Fotoapparat aus der Tasche an seinem Hosengürtel, visiert das Opfer an und drückt auf den Auslöser. Klick. Klick. Klick. Klick. Das Opfer kann sich nicht mehr wehren, die Frau liegt im Sterben. Er tritt ihr gegen den rechten Fuß. Das Opfer schreit auf vor Schmerzen. Klick. Noch ein Tritt. Stöhnen. Klick. Klick. Sein Opfer fleht um Gnade. Doch er gibt keinen Pardon. Er sieht der Sterbenden noch kurz triumphierend in die Augen, dann geht er und verlässt das Haus.

Diese Filmszene stammt aus dem in den USA gedrehten Gruselfilm „Horror Hospital – Dein nächster Besuch wird dein letzter sein ...“ und fasziniert Christian. Die Gefühllosigkeit und Kaltblütigkeit des von Michael Ironside gespielten, Frauen hassenden Psychopathen imponieren ihm und inspirieren ihn. Er will so etwas auch mal machen, nimmt er sich vor. Der eiskalte Serienkiller, dem all seine Opfer hilflos ausgeliefert sind, ist sein verbrecherisches Alter Ego, eine Identifikationsfigur, ein Vorbild. Er will ihm nacheifern, es ihm gleichtun, ihn in seiner Grausamkeit noch übertreffen.

Eines Nachmittags verlässt Christian seine Wohnung, natürlich bewaffnet. Er hat ein bestimmtes Ziel im Kopf: das Urbankrankenhaus in Kreuzberg. Er kennt sich dort gut aus, weil er das Krankenhaus bereits ausbaldowert und einen Zugang gefunden hat. Genau dort will er sich auch heute hineinschleichen. Nach einigen Minuten Fußmarsch ragt das Krankenhaus vor ihm auf, klotzig, klobig, kantig. Er will in die Frauenabteilung, wo schwerstkranke und somit hilflose Patientinnen untergebracht sind – ideale Opfer. Niemand sieht ihn, als er die Klinke einer Seitentür herunterdrückt und im Krankenhaus verschwindet. Er ist mit den Gegebenheiten im Urbankrankenhaus vertraut, weil er bereits mehrmals hier herumgeschlichen ist. Diesmal will er ein Einzelzimmer finden, in dem eine todkranke Frau liegt, die sich nicht wehren kann, die aber noch so lebendig ist, dass seine Quälereien auch Wirkung zeigen. Genau darauf kommt es ihm an.

Zunächst findet er sich im Keller wieder. Er hat einen langen Flur vor sich, links und rechts gehen Räume ab. Möglichst geräuschlos geht er von Tür zu Tür und drückt vorsichtig die Klinken herunter. Doch die Zimmer sind verschlossen. Wenn er Geräusche hört oder der

Aufzug benutzt wird, hält er kurz inne. Er möchte möglichst nicht gesehen werden. Dann lässt sich doch eine Tür öffnen. Es ist kein Patientenzimmer, sondern eine Abstellkammer mit reichlich Pflegeutensilien und Krankenhauskleidung. Er nimmt einen Arztkittel in die Hand, streift ihn sich über und stellt sich vor, er sei zwei Etagen höher, würde sich unerkannt bei einer Patientin hineinmogeln – und dann! Dabei onaniert er. Als er mit seinem Opfer fertig und er zum Höhepunkt gekommen ist, säubert er sich und verschwindet wieder. Sein eigentliches Ziel hat er zwar nicht erreicht, doch damit hat er keine Not, jedenfalls jetzt nicht.

Seine sexuellen Kontakte sind in dieser Zeit zwar vielfältig, aber auch oberflächlich. Im Mittelpunkt stehen seine eigenen Bedürfnisse, die in einer kurzzeitigen Zusammenkunft ausgelebt werden. One-Night-Stands eben. Er nutzt diese Gelegenheiten auch, um seinen abnormen Bedürfnissen – zumindest in einem eng gesteckten Rahmen – eher spielerisch freien Lauf zu lassen. Manche Frauen akzeptieren sogar bereitwillig geringfügige Verletzungen oder lassen sich auspeitschen. Wird es ihnen zu viel, versucht er stets noch einen Schritt weiterzugehen, bricht aber sofort ab, wenn der Widerstand ernst gemeint ist. Allerdings beschimpft, erniedrigt oder demütigt er seine Partnerinnen nicht. Es ist und bleibt ein Spiel mit dem Feuer. Und genau an diesem Punkt bleibt er letztlich hinter seinen surrealen Erwartungen und perversen Bedürfnissen zurück. Unbefriedigt. Das ist weder Fisch noch Fleisch. Das soll sich ändern. Muss!

Grenzüberschreitung

Während seiner nächtlichen Vergnügungstouren ist Christian aufgefallen, dass gerade in den frühen Morgenstunden überraschend viele Frauen unterwegs sind, die sich nicht amüsieren wollen oder auf dem Heimweg sind, sondern zur Arbeit gehen, und zwar allein. Putzfrauen zum Beispiel. So ist an diesem 9. September 1981 auch Duc-Anh Gwang-jo um 5.50 Uhr von zu Hause aus losgefahren und eine halbe Stunde später an der U-Bahn-Station am Hansaplatz ausgestiegen. Die 24-jährige Südkoreanerin muss in die Klopstockstraße, dort ist die Zahnarztpraxis, in der sie putzen geht.

Christian kennt den einsamen grauen Sandweg im Hansaviertel in unmittelbarer Nähe der Klopstockstraße, den morgens auch viele Frauen gehen, wenn sie zur U-Bahn nebenan wollen. Links hohe Sträucher, rechts dichte Büsche, dahinter die Böschung der Bahn. Ideales Terrain für einen Überfall. Er hockt hinter einem Busch, schwer atmend – und wartet auf eine Frau. Duc-Anh Gwang-jo bemerkt gar nicht, dass Christian sein Versteck verlässt und ihr hinterhergeht. Und so ist die Frau auch vollkommen perplex, als sie auf dem Wirtschaftsweg urplötzlich von hinten am Hals gepackt wird.

Erst einen Tag später geht Duc-Anh Gwang-jo zur Kripo und zeigt den Mann an, der ihr die schlimmsten Stunden ihres Lebens bereitet hat. Die Frau erklärt, sie habe sich erst heute gemeldet, weil der Täter sie mit dem Tod bedroht habe, sollte sie zur Polizei gehen. Dann berichtet sie, was ihr passiert ist, nachdem sie die Böschung hinuntergezerrt wurde: *„Er hat ein Tempotaschentuch in meine Mund reingesteckt. Dann hat er mich geschubst, ich habe gegessen, hab meine Tasche fallen lassen. Er in meine Tasche geguckt und noch mehr Tempotaschentücher genommen und in meinen Mund gesteckt. Und dann er mir noch ein Kabel rumgebunden, so eine kleine dünne Kabel. Hat er mir ganz fest um den Kopf gebunden, war Mund so breit. Dann hatte er das kleine Rohr aus Eisen, hat er wohl gefunden, hat er auf der Backe in das Kabel gesteckt und dran gedreht. Das Kabel wurde immer enger. Das Rohr hat er da drin gelassen. Ich lag so auf dem Bauch, hat er mich gedreht, war ich auf dem Rücken.*

Er hat T-Shirt hochgemacht und Büstenhalter in der Mitte zerrissen. Er wollte erst Brust küssen, habe ich so gezuckt, hat er sein Feuerzeug genommen, angemacht und wollte Brust brennen. Ich muss gezuckt haben, schreien konnte ich ja nicht. Dann sagte er: ‚Wenn du was sagst, werde ich dich sofort brennen lassen!‘ Er war ganz dicht an der Brust, hat sie aber nicht angebrannt. Dann hat er meine Hose ausgezogen, richtig aus. Slip auch aus. Er hat dann mit dem Finger in mein Geschlechtsteil gemacht. In der Hand hatte er ein ganz langes Stück Eisen, muss er gefunden haben. Er hat gesagt und hochgehalten das Eisen: ‚Wenn du was sagst, dann ich dich töten damit!‘ Dann hat er ja noch ein anderes Eisenstück gehabt, das hat er in mir reingesteckt unten. Das hat sehr wehgetan. Dann hat er Eisenteil bei mir rausgenommen und seine Hose runtergezogen. Er hat sich aufgelegt auf mich und mehrere Male versucht, sein Geschlechtsteil mir unten reinzustecken, ging nicht. Meine Beine waren nicht zusammen.“

Anschließend beschreibt Duc-Anh Gwang-jo, wie der Täter sie sexuell missbraucht hat. *„Als dann Samen kam“, fährt sie fort, „hat er noch mal die Stange genommen hinterher und so in der Luft auf mich gehalten und gesagt, dass er mich töten will. Ich hab immer geguckt, ob Leute kommen. Er hat Hosen wieder angezogen, ist so ein Stück gelaufen, kam mit Tüte aus Plastik zurück. Er hat Tempotaschentücher aus meinem Mund genommen, hat Unterhose von mir genommen und ganz fest in meinen Mund gesteckt und wieder Kabel rumgemacht und dann Plastiktüte auf den Kopf. Und mit Plastiktüte von unten so gedreht und um meinen Hals festgebunden. Er sagte zu mir: ‚Sei ganz still, ich komme zurück.‘*

Plastiktüte hatte kleines Loch. Ich konnte sehen, dass er nicht weggeht. Bevor er Plastiktüte rübergemacht hat, hat er in meine Tasche geguckt und Pass genommen, und

meinen Namen und mein Alter genau beguckt. Dann konnte ich sehen durch Plastiktüte, dass er wieder an der Tasche ist und den Stift nimmt, Zigaretten, und dann hat er mir die Kette aufgemacht und mitgenommen. Erst dachte ich dann, dass er geht. Ich habe noch laufen gehört ihn.

Auf einmal sehe ich durch das Loch, dass er einen ganz schweren Stein aufhebt. Mit beide Hände ganz schwer musste er tragen. Er kam so zu mir. Ich war inzwischen aufgesitzen, weil meine Beine nicht fest waren. Ich hatte solche Angst. Ich hatte gedacht, er will Stein werfen und mich töten. Ich habe dauernd mit dem Kopf gedreht. Plastiktüte war nicht so fest, ist aufgegangen. Ich habe meine Unterhose so aus dem Mund schieben können, weil das Kabel nicht mehr so fest war. Da hat er auch gesehen, dass alles lose ist, hat den Stein fallen gelassen und ist zu mir gekommen und hat die Hand wieder vor den Mund gehalten. Ich habe gehört, dass auf dem Weg jemand kommt. Er hatte seine Hand noch nicht so fest auf dem Mund. Ich konnte jedenfalls schreien. Er hat dann den Mund noch ganz fest zugehalten. Er muss dann auch gehört haben, dass jemand kommt, da ist er weggelaufen.“

Ein halbes Jahr später überfällt Christian eine 20-Jährige und lässt seinen Gewaltphantasien freien Lauf. Er tötet die junge Frau, nachdem er sie unsäglichen Qualen ausgesetzt hat. Jetzt gibt es kein Halten mehr. Christian ermordet bald darauf zwei weitere Frauen, foltert sie förmlich zu Tode. Erst zwei Jahre später wird er gefasst und sechs Monate darauf zu Lebenslänglich verurteilt. Christian verbringt sein Leben seit der Urteilsverkündung in einem psychiatrischen Krankenhaus – die unheilvollen Gewalt- und Tötungsphantasien beherrschen ihn noch heute.

„Die Phantasien haben sich nicht wirklich verändert. Es geht nach wie vor ums Sichbemächtigen, Hilflosmachen – Mensch, wenn sich das nicht so amoralisch anhören würde, eigentlich will ich spielen, eigentlich will ich ausprobieren. Es ist unvorstellbar für jemanden, der sich das anhören muss, aber so ist es auf den Punkt gebracht. Ich bin der fünfjährige Junge, der zum Geburtstag ein Auto bekommt, es erstmal gegen die Wand wirft, um nachzugucken, wie das Innenleben aussieht. Dass es jemandem schrecklich wehtut, dass es jemanden tötet – ich will ausprobieren, ich will das, was ich fühle, auf andere übertragen.“